

Sonntagsblatt des Staats-Anzeiger und Herold.

Grand, Island Nebr., Donnerstag, den 29. November 1917

Der Wilderer.

Die neueste von Max Eschner.

Die dampfende Kaffeelanne wurde eben zum Frühstück aufgetragen. Die begabige Frau Bürgermeisterin streich die Semmeln, ihr bediederer Gatte studierte eifrig im Standesblattchen und die kleine allerliebste Lilli zeigte mir mit vielem Stolz ihr Postkartenalbum, wobei ich nicht verfehlte, das süße Mädchen ganz socht und unbemerkt an mich zu drücken. Sie ist meine Cousine, das reizendste Kind, das ich je gesehen, und für mich sind die Wochen, die ich zur Erholung bei Onkel und Tante zubringe, die schönsten im ganzen Jahre. Ich bin Student und verbringe einen Teil meiner Ferien regelmäßig in dem Städtchen, wo mein Onkel Bürgermeister ist.

„War der Postbote noch nicht da?“ rief ich plötzlich mein Onkel vernehmend, indem er die Zeitung weglegte und ungeduldig nach der Uhr sah.

„Bis jetzt noch nicht, Männchen“, antwortete seine getreue Ehehälfte. „Was erwartest du denn?“ Er wurde verlegen.

„Ach, ich meine bloß —“

In diesem Augenblick polterte die alte Postkutsche um die Ecke und hielt vor dem Bürgermeistereihaus an. Wie elektrisiert sprang mein Onkel auf und eilte hinaus, Lilli, von der Neugierde getrieben, ihm hinterher, und ich mußte der holdseligen Erscheinung wohl oder übel folgen, wie von einem Magneten angezogen.

Der Postbote brachte ein längliches, schmales Paket, das der Herr Bürgermeister mit sichtlicher Aufregung in Empfang nahm.

„Hier, Müller, haben Sie ein Tringteld.“

Damit gab er dem dienenden Beamten mit einer großartigen Handbewegung ein Geldstück und verschwand dann mit dem Paket in der Schlafstube, die er eiligst hinter sich verschloß.

„Was mag wohl in diesem Paket gewesen sein?“

Mit diesen Worten trat Lilli, neugierig wie sie war, an jene Tür heran und lugte durchs Schlüsselloch; doch bald gab sie diese Veruche wieder auf, sie schienen aussichtslos zu sein.

„Und ein Tringteld hat dein Vater Müllern gegeben“, warf ich ein, „das war doch sicher das erste, das er überhaupt hier bekommen hat. Es muß also ein für deinen Vater sehr wichtiges Paket sein.“

„Du, das Geheimnis müssen wir ergründen“, rief meine kleine Lilli mit schalkhaftem Lächeln, „ich bestimme es sicher bald heraus!“

„Oder ich!“

Damit gingen wir wieder in die Stube zur Tante hinein.

Das ganze Städtchen war in großer Aufregung. In den ganz nahe gelegenen, weithin sich erstreckenden Wäldern mußte ein Wilderer sein Unwesen treiben, denn täglich wurden Schüsse gehört, und eines Tages war auch ein Kaninchen mit durchschossenem Kopf gefunden worden. Vergebens durchstreifte der alte Förster mit seinen Gehilfen die Wälder, die Lage besserte sich auch nicht, als der Herr Bürgermeister den alten Nachwächter jenen zu Hilfe schickte, der Wilderer wurde nicht gefunden.

Am aller aufgeregtsten war mein Onkel. Als würdiges Oberhaupt des Städtchens sah er es als seine heiligste Pflicht an, dem verruchten Menschen, der der ganzen Gegend Furcht und Schrecken einjagte, auf die Spur zu kommen, und so seine liebe Stadt von der Angst zu befreien. Allerlei Unheimliches hatten sich schon über den unheimlichen Kerl verbreitet, von Mord und Totschlag, so daß keiner mehr wagte, den Wald zu betreten.

Mich kümmerte die Sache sehr wenig. Ich hatte zwar auch öfters im Wald schießen hören, aber meine Gedanken und Regungen beschäftigten sich so sehr mit meiner lieben Lilli, daß ich für alles andere kein sonderliches Interesse hatte. Und von der heißen Liebe zu meinem süßen Mädchen gedrängt, sah ich mir eines Tages ein Herz und ging zu meinem Onkel in sein Arbeitszimmer hinein zu jenem schweren Gang, vor dem mir schon lange graut hatte.

„Ich höre dich doch nicht etwas“, sagte ich eintretend.

„Um?“ brummte mein Onkel, ohne sich zu rühren.

„Aber ich komme in einer ganz wichtigen Angelegenheit.“

„Bist du vielleicht dem Wilderer

auf die Spur gekommen?“ unterbrach er mich und fuhr mit einer für sein Alter und seine Bescheidenheit erstaunlichen Geschwindigkeit auf seinem Stuhl herum.

„Nein, Onkelchen, viel wichtiger —“

„Ach was, wichtiger — für mich gibt es jetzt überhaupt nichts Wichtigeres als diese Wilderergeschichte.“

„Ich hatte es einmal gewagt und war in die Höhle des Löwen gegangen; nun wollte ich mein Vorhaben auch ausführen.“

„So laß mich nur ein Wort sprechen, Onkel. Du weißt ja, daß ich die Lilli über alles liebe, ohne sie kann ich nicht leben, ich — ich — gib sie mir zur Frau!“

Ein höhnisches Lachen folgte meinen Worten. „Das könnte dir gefallen, was? Ein hübsches Mädel ist sie, Geld kriegt sie auch einmal, was will man mehr. Aber daraus wird nichts. Du lebst mir zu stott, arbeitest zu wenig, tust, du bist eben lächerlich.“

„Aber Onkel, ich versichere dir —“

„Ach was! Papperlapapp! Jetzt wollen wir mal von dem Wilderer reden, alles andere wird sich finden. Dente dir, heute früh erzählt mir der Nachwächter, der Förster hätte Patronen gefunden, mehrere Bäume zeigten Schußspuren, und ein Hase sei eingebracht worden, den man tot aufgefunden habe. Die Aufregung in der Stadt wächst immer mehr, wir müssen dem Wilddieb auf die Spur kommen. Du kannst doch einmal den Glid versuchen, und solltest du den Kerl ausfindig machen, soll der Lohn nicht ausbleiben.“

„Ich will's versuchen, Onkel. Wie steht es aber mit der Lilli?“

„Quälgeist! Du sollst sie haben, wenn du den Wilderer entdeckst. Sonst auf keinen Fall, sowas ist Jodokus Knüppelmeier bin, hochwohlwollender Bürgermeister unseres Städtchens.“

„Ost war ich seitdem auf die Suche in die Wälder gegangen, keine Spur von dem Wilddieb, nicht das kleinste Anzeichen habe ich gefunden. Zuerst spornete mich der Eifer an, mit meine kleine Frau zu verdienen, als dann immer mehr Gerüchte über den ‚Käberhauptmann unserer Wälder‘ in Umlauf kamen, gewann ich der Sache Interesse ab, und dieser Grund kam hinzu, so daß ich meine Streifzüge immer wieder aufnahm. Zuletzt nahm ich meinen Revolver gar nicht mehr mit, es war ja doch alles vergebens. Ja, mir kam schließlich der Gedanke, daß der gefürchtete Wilderer überhaupt nicht existierte.“

An einem schönen Morgen ging ich wieder einmal in die Wälder hinaus. Kein Mensch war zu erblicken, denn noch immer wagte niemand, jene Wälder zu betreten. Allerlei Gedanken gingen mir in dieser Einsamkeit durch den Kopf. Würde ich jemals meine geliebte Lilli heimführen können? In einigen Tagen würden meine Ferien abgelaufen sein, und würde ich dann immer nicht Gewißheit haben? In diesem Augenblick dachte ich, ich weiß nicht, wie es kam, an jenes Paket zurück, das der Herr Bürgermeister so geheimnisvoll verpackt hielt. Noch hatte kein Mensch herausbekommen, was es enthielt, vielleicht —

Das war ein Schuß! Ich muß gestehen, ich schrak zusammen. Aus welcher Richtung war er nur gekommen? Atemlos lauschte ich, ob sich vielleicht das Geräusch eines fallenden Tieres hören ließ. Nichts — noch ein Schuß! Es mußte ganz in der Nähe sein.

Schneller fühlte ich mein Blut durch die Adern rollen. Mit äußerster Vorsicht und Anspannung aller Sinne schritt ich vorwärts, in der Richtung, aus der die Schüsse gekommen waren.

Allmählich lichtete sich der Wald. Noch immer hatte ich nichts Auffälliges gesehen oder gehört.

Das waren Schritte —

Mein Herz klopfte zum Zerspringen. Jetzt klang es so, als wenn wieder ein Gewehr geladen und der Hahn gespannt würde.

Vor mir lag eine Lichtung. Vorsichtig bog ich mit der linken Hand das Gebüsch zur Seite, in der rechten hielt ich den Revolver.

Plötzlich trachte wieder ein Schuß. Entschlossen trat ich auf die Lichtung heraus und wollte schon auf den Kerl schießen, als ich mit lautem Lachen die erhobene Hand mit dem Revolver wieder sinken ließ.

Da stand in seiner ganzen Wohlgenährtheit mit dem freundlichsten Gesicht der Welt unser hochwohlwollender Herr Bürgermeister Jodokus Knüppelmeier, in der Hand die noch rauchende Flinte haltend.

„Immer noch nicht getroffen“, knurrte er eben und wandte sich dann auf mein Lachen hin nach mir um.

„Auf der entgegengesetzten Seite der

Lichtung stand eine längliche, schmale Kiste, die ich schon kannte, und oben darauf lag ein alter Hut — nun riefte ich, was in dem Paket gewesen war: Onkelchen stelle also ganz im Geheimen Schießübungen an.“

„Wer hat dir denn erlaubt —“

„Still, Onkel! Auf den Boden! Dort in den Büschen kriecht jemand herum!“

„Wer will denn mir, dem Bürgermeister, etwas sagen? Ich bin doch —“

Ich drückte ihn nieder, und schließlich gehorchte er auch.

„Wenn du nicht ganz still bist, bist du am längsten Bürgermeister gewesen“, raunte ich ihm zu.

Auf der gegenüberliegenden Seite der Lichtung sah man in größter Eile den Nachwächter, der seinen Stod in die Büsche schleuderte, entfliehen.

„Was sprichst du denn da für Unfuss, am längsten Bürgermeister gewesen?“

„Laß uns schnell nach Hause kommen, die Kiste dort müssen wir mitnehmen, sie verrät dich sonst“, rief ich ihm zu und zog ihn mit fort.

„Ja, was ist denn nur los?“ fragte er allmählich ängstlich werdend.

„Man wird dich verhaften, wenn man dich sieht. Komm' nur schnell!“

Ich ließ ihn gar nicht mehr zu Worte kommen, sondern lief mit ihm in Dauerlauf davon, bis wir zu seiner Wohnung kamen, wo er leuchtend in ein Sofa niedersank.

„Weißt du, wen ich erwisch hat?“

„Er sah mich erwartungsvoll an.“

„Den Wilderer!“

„Wer ist es denn? Wo ist er?“

„Du bist's!“

Der Herr Bürgermeister war sprachlos.

In diesem Augenblick trat der Nachwächter ein.

„Herr Bürgermeister, ich habe den Wilderer gesehen, auf der Lichtung dort beim Bach. Es war aber noch eine dabei, sie dudeten sich alle beide zur Erde, drum habe ich sie nicht erkannt. Ich holte schnell den Förster. Als wir zur Stelle zurück kamen, waren die beiden Kerle verschwunden. Aber in dem feuchten Boden konnten wir die Spur verfolgen, und die Führer, denken Sie nur, diese Frechheit, gerade in die Stadt hinein.“

Dem Herrn Bürgermeister trat der Angstschweiß auf die Stirn.

„Gehen Sie, gehen Sie!“ rief er. „Weiterjagen!“

Kopfschüttelnd entfernte sich der Nachwächter.

„Glaubst du wirklich, daß weiter niemand im Walde geschossen hat als ich?“ fragte er nach einer Pause kleinlaut.

„Natürlich!“

„Aber es ist doch neulich erst wieder ein Hase gefunden worden, und ich habe doch nicht auf Wild geschossen.“

„Das kennt man“, sagte ich mit überlegener Miene, „ein krepierendes Kaninchen hat man gefunden, daraus sind natürlich gleich ein paar Hasen mit durchgeschossenem Fell geworden. Und wenn es bekannt würde, Onkelchen, den Spott, den es dir eintragen würde!“

„Hör' auf! Hör' auf!“

„Papa?“

Die Tür öffnete sich und Lilli stand da. „Komm' her, meine liebe, süße Lilli! Wir haben unser Spiel gewonnen!“

„Onkelchen“, sagte ich, „ich habe deine Bedingung erfüllt. Der Wilderer ist gefunden, und Lilli ist mein!“

Des Künstlers Rache.

Der italienische Geiger Giornovich hielt sich ein, auf einer Kunstreise geirrt, in Lyon auf. Er gedachte einen guten Schnitt zu machen und kündete ein Konzert, den Platz zu 6 Franken, aus. Das war ein sehr hoher Preis. Der Künstler fand denn auch am Konzertabend einen völlig leeren Saal vor. Er war darüber sehr aufgebracht, insbesondere fühlte sich seine Eitelkeit — er hielt sich für den besten Geiger — getränkt. Darauf kündete er für den nächsten Tag abends ein Konzert an und zwar zum halben Preis. Diesmal strömte das Publikum in Masse herbei; aber statt des zu erwartenden Drehschmaus wartete seiner die Kunde, der Künstler habe vor einer halben Stunde die Stadt verlassen.

Die viereckete Seel'.

Ein Tiroler Faschingskult von R. Greing.

Der Nomedius Glatl war ein unverbeßlicher alter Wilddieb. Eigentlich schon ein uralter. Erst kürzlich hatte er seinen achtzigsten Geburtstag gefeiert. Erwa nicht das Weidwerk zu Schlanders in Wirtshaus. Das betrachtete aber der Glatl nur als eine Art Erholung von den Anstrengungen seines Berufs.

Diesmal hatten sie ihn sechs Wochen eingesperrt. Die Ursache war ein jettos Hader, das er dem Mauracher Sepp in Goldrain weggeschossen hatte. Eigentlich ein teures Verbrechen. Ließ sich aber bei den vielen Verbrechen des Glatl halt nicht anders machen.

Zur gewöhnlich lebte der Glatl in Goldrain, in der Nähe von Schlanders. Der Mauracher Sepp war dort ein begüterter Bauer, dem auch die Jagd in der Gegend gehörte. Im übrigen war der Sepp ein großer Geizhals, aber durchaus kein Kirchhals. Er zahlte vielmehr unter die Dummeren von der G'moan. So geschah war er aber doch, den Glatl wegen dem Hader aus Krotter (Arrest) zu bringen.

Mitten im Fasching liegen sie den Glatl in Schlanders wieder aus. Noch an demselben Nachmittag sah er ganz freudig beim Hirshenwirt in Goldrain, und ließ sich ein paar Stumperln Schnaps schmecken. Man hatte dem alten Haderklumpen keine Jahre nicht angemerkt. Der Glatl besah eine eiserne Gefangenschaft. Er war ein hämmiger, kurz gewachsener, vierdrötiger Kerl mit einem wohlgenährten, rundlichen Gesicht, das vor lauter grauen Partypöppeln in seinem größeren Teil einer stark verbrauchten Wirtshausglocke gleich. Auch auf dem Kopf hellte er nach allen Seiten die Borsten in die Höhe wie ein Igel.

Als der Glatl gerade beim fünften Stumperl angelangt war, kam der Mauracher Sepp, ein hageres Bäuerl, in die Arreststube, wo sich der Glatl bis dahin allein dem stillen Saß hingegenossen hatte. Der Bauer wollte schon wieder bei der Tür hinaus, als er des Glatl anständig wurde. Der nötigte ihn aber, an seinem Tisch Platz zu nehmen. Widerwillig schaute sich der Sepp ein Viertel Wein an.

„Knaßt nit glei' davontrennen, wenn wir uns so lang nimmer g'hehen hab'n!“ meinte der Glatl. „Was geacht' dir dir denn nachher alleweil, Sepp?“

„I hab' 's nit loben nit recht ertra!“ entgegnete der Sepp, dem es neben dem alten Haderklumpen immer ungemütlicher wurde.

„Ja, ja, schau' auch aus wie die sieben teuren Zeiten!“ sagte der Glatl mit einem gewissen Bedauern.

„Meinst wirklich, es is schon so weit mit mir?“ fragte der Sepp, dem es ganz kalt über den Rücken lief, ängstlich. Der Sepp litt stets an allershand eingebildeten Krankheiten. Am unliebsten hörte er es bei seinem Geiz, wenn einmal zufällig die Rede aufs Sterben kam.

„I mein' schon, daß an dir die Bürmer bald an Stricktag kriag'n!“ erklärte der Glatl mit voller Seelenruhe. „Wenn amal a Mensch a so grünanziget aus'schau'n anfangt wie du, nachher kann er Kerl und Leid mach'n! Da schau' mich an!“ grinste der Glatl boshaft. „Wacht'g Jahr bin i tag vorbei und tua noch lang mit sterben!“

„Aus'schau'n tuast wie 's Leb'n!“ Dabei schielte ihn der Sepp neidisch von der Seite an.

„Und tag schon gar, wo sie mich in Schlanders so nobel außer g'quattert hab'n!“ rief der Glatl. „A ausgezeichnete Kost, sag' i dir! Woll'g a'mäit haben'g nicht!“

„Ja, Glatl, nachher verübelst mir 's am End' gar nit, da i dich angeben hab', weis' schon, wegen demselbigen Hader!“ fragte der Sepp kleinlaut.

„Aber foa Spur nit!“ beruhigte ihn der Glatl.

„Weis' i, hab' dich anzeigen müas'n!“ suchte sich der Mauracher Sepp zu entschuldigen.

„Müas'n?“ Der Glatl schaute ihn verständnislos an.

„Freilich! Es war ja doch a Diab'stuhl. Und an Diab' muas' man angeben, heis' 's im G'leg!“

„A so? Wirst schon recht hab'n, Bauer. I hab' mir lei denkt, 's Hader

hät' dich so viel g'reut, weil d' a folcher Geiztrag'n bist!“

„Raa! Raa!“ versicherte der Sepp. „Grad' weg'n G'leg' 's Hader hätt i dir gern vergummt.“

„Bin i doch froh für dich, Sepp, daß d' foa Geiztrag'n bist, weil dich der Geiz sonst noch viel eher in die Grub'n bringet! Und sterben tuat foans gern!“ meinte der Glatl.

Dem Sepp begann es schon wieder ungemütlich bei dieser Wendung des Gesprächs zu werden. „Wid' nundert 's grad, wie lang du 's noch machst! Da bist alloweil so frisch beim Zeug! Es is, als wenn du verbert wärst!“

„Raa, verbert bin i net!“ meinte der Glatl.

„Amal wird 's dich schon auch hab'n!“ tröstete sich der Sepp.

„Wid' hat 's nia!“ versicherte der Glatl.

„Ewig kannt ja nit leb'n!“ meinte der Bauer.

„I kann leb'n, solange i mag!“ grinte der Glatl und zeigte dem Sepp sein tadelloses Gebiß.

„Laß dich auslachen!“ meinte der Mauracher Sepp zweifelnd.

„Wenn du 's nit glaubst, nachher laßt es bleib'n!“ erwiderte der Glatl ruhig, poppte sich jene Regelpfeife und begann daraus zu qualmen.

„Aber amal kannt doch krank werd'n!“ hob der Sepp nach einer Pause wieder an.

„I kann nit krank werd'n!“ erklärte der Glatl und rauchte weiter.

„Ja, was tuast denn du nachher?“

„Dös sag' i net!“

Der Mauracher Sepp rückte ganz nahe an dem Glatl heran und fragte ihn geheimnisvoll: „Hast a B'onderes g'weichtes Amulett?“

„Raa!“

„Nit?“ Der Sepp war ganz starr vor Verwunderung. „Ja was halt denn du nachher?“

„Dös will i dir schon sag'n!“ erwiderte der Glatl halbblau. „Aber du darfst es foan Menschen verraten! Du bist der erste, dem i's anvertrau!“

„I schwör' dir zehn heilige Eid, i sag' nit!“ beteuerte der Sepp und reichte drei Finger der rechten Hand in die Höhe.

„Also sag' auf!“ fuhr der Glatl fort. „I hab' a viereckete Seel'! Und dös andern Menschen, dös hab'n a runde Seel'! Dös wirt wohl begreifen, daß a runde Seel' bei a runden Loch viel leichter aus'n jagt, als wia a viereckete! A viereckete Seel', dös derichnaußt ja gar nit auf; dös bleibt dir ja gleich überall stecken!“

„Ja, warum hast denn just du a viereckete Seel'?“ fragte der Sepp und rief Mund und Augen auf.

„Dös is a lange W'ldacht. Dös erzähl' i dir a anderemal. I hab' halt a Trankl, dös oan' die Seel' viereck't mach't!“

„Jehas! Wann i dös hätt!“ geriet der Sepp in Aufregung „stammt mir 's nit verheiß'n?“

„Raa!“

„Geh, sei so guat!“

„Daß d' mich wieder einjperren laßt!“

„Raa, g'wis' nimmer!“ beteuerte der Sepp.

„Und wenn i mir wieder an Haden hol'g?“

„Wegen meiner, wie viel d' müas't!“

„Wird dir aber g' lög sein, dös Trankl!“

„Is es recht lög?“

„Söll'sch lög!“ versicherte der Glatl.

pünktlich ab. Der Glatl, der auf einmal sein bester Freund geworden war, hatte inzwischen auch ein gutteeg'wand für ihn verfertigt.

So kam der Faschingssonntag. Nachdem der Sepp sich zu Mittag etliche Knödel einverleibt hatte, schlich er auf seine Kammer, holte die Flasch'n unter dem Bett hervor, tat den Kropfen weg und roch einmal vorsichtig dran. Gut roch es nicht. Der Sepp wagte einen kleinen Schluck. „Himmelblauer Söllteufel!“ rief er und sprang unwillkürlich in die Höhe. „Is dös Zeug kontig (bitter)!“ Unschlüssig stierte er eine Weile die Flasche an; dann setzte er sie an den Mund und goß mit wahrer Todesverachtung den ganzen Inhalt hinunter. Es war ihm schrecklich. Den Sepp befehlte es am ganzen Leib vor Grauen. Er klang einigemal gegen die Wände seiner Kammer. Die Bewegung ergab sich von selbst. Der Glatl hätte ihm gar nicht zu verordnen brauchen.

Der Sepp schaudte und würgte noch immer verjweifelt, als er das Trankl schon längst im Leibe hatte und es gar nichts mehr zu schlucken gab. Dann riß er die Kammertür auf, polterte über die Stiege hinunter, beim Haus hinaus und rannte spornstreichs den Weg nach Schlanders. Der Sepp erinnerte sich nicht, zeitweilen so viel Bewegung gemacht zu haben. Das Trankl wütete in ihm wie tausend losgelassene Teufel. Das zwidte und brannte und jagte, daß es den Sepp springen machte wie einen verirrten Duschsch'n. Dabei schüttelte er fortwährend den Kopf und streckte die Zunge heraus. Es grannte ihn fürchterlich. Er brachte den Gedank der Wundermedizin nicht mehr los. Und auf der Zunge brannte es ihn noch immer, daß er sie fortwährend in die kalte Winterluft rechen mußte, um sie einigermassen zu kühlen.

Schnell wie ein Sturmwind kam der Mauracher Sepp nach Schlanders. Dort erwartete er berechtigtes Aufsehen. Er war entschieden der lustigste Dittler von allen. Arme und Reine bewegte er in den sonderbarsten Veranlassungen, schnitt die schauerlichsten Grimassen und brüllte und löchte, daß er bejähend einen bewundernden Haufen hinter sich hatte. Vor dem Bärenwirt in Schlanders entwand er förmlicher Anlauf.

„Wid' z'reicht' Mich z'prengt's!“ schaltete der Sepp in allen Tonarten. „Pini Tengel! D du verfluchte viereckete Seel'!“ Dabei sprang der Sepp wie ein Seiltänzer und bleckte die Zunge heraus, soweit er sie aus dem Maaden brachte. Die Wirkungen des Trankls waren immer unheimlicher geworden. Dem Mauracher Sepp stand der kalte Angstschweiß auf der Stirn. Er glaubte jeden Augenblick zu lauter Geizen gerissen, in die Luft zu fliegen.

Zubehnder Verfall lohnte seine Produktionen. Das machte den Sepp endlich ganz wütend. Er stürzte sich auf seine erlichen Bewunderer. Es entwand eine regelrechte Mauererei, in deren weiterem Verlauf der Mauracher Sepp unter dem dringenden Verdacht der totalen Betrunkenheit verhaftet wurde.

Im Arrest klärte sich die Sache dann allerdings langsam auf. Als man erkannte, daß es sich doch nicht um einen Betrunknen handelte, wurde der Sepp wegen seiner hartnäckigen Behauptung, die viereckete Seel' mache ihm so viel zu schaffen, zunächst als vollkommen geistesgestört behandelt.

Ueber Nacht blieb er im Arrest und verfiel endlich in einen tiefen Schlaf. Am nächsten Morgen hatte er sich so weit erholt, daß er vernunftgemäß war und im Laufe des Tages nach Goldrain entlassen werden konnte.

Dem Glatl trug die Geschichte einen neuen unheimlichen Aufenthalt in Schlanders ein. Weiteren Schaden hat das Trankl dem Mauracher Sepp nicht gebracht. Offenbar besah er die viereckete Seel' ohnedies schon. Somit hätte er die Prokur wohl schwerlich so gut vertragen.

Die Untersuchung ergab, daß das Zauberkraut des Glatl ungefähr folgende Bestandteile gehabt hatte: abgekochten Gamsfress, Stiefelweiche, Arnika, Tabaksaß, Pfeffer, saure Milch, Viechsalz, Rizinusöl, Zuckerpulver, Brennspiritus, Schmpfstaß und Petroleum.

— A b e r g l a u b i g h. Michel (beim Essen): „Na, dös tu' i net, mit dreizehn Knödeln hör i nu net aut, oans muß halt no munter, und wann i glei' plag'!“